



Book Reviews

Ahlheim, Hannah: **Der Traum vom Schlaf im 20. Jahrhundert.** Wissen, Optimierungsphantasien und Widerständigkeit. Göttingen, Wallstein, 2018. 695 S. Ill. € 39.–. ISBN 978-3-8353-3247-8 (e-book: 9783835342460)

Wer sich mit der Geschichte des Schlafs befasst, steht vor einigen Herausforderungen. Schlaf gilt in den Naturwissenschaften als eine anthropologische Konstante. Dass sich der Schlaf ebenso wie andere Verrichtungen der klassischen Diätetik wie Atmen und Essen durch Kultur, Umwelt und Ökonomie verändert, muss bisweilen erst erklärt werden. Ihn zu beschreiben erfordert idealerweise die Bereitschaft, längere Zeiträume auf der Basis sozialhistorischer Quellen zu untersuchen. Es bedarf eines durch die *Annales* geschulten Blicks; anderen Herangehensweisen entzieht sich der Schlaf. Auch Schlafende selbst können wenig berichten. Fast wie der Tod ist der Schlaf, wie Friedrich A. Kittler meint, der Introspektion nicht zugänglich. Der kanadische Historiker Kenton Kroker hat seine 2007 erschienene Studie zur Geschichte der Schlafforschung folgerichtig *The Sleep of Others* genannt. Einfacher, das hat sein Buch gezeigt, als eine Sozialgeschichte des Schlafs ist die Geschichte der Konzepte zu schreiben, die zu seiner naturwissenschaftlichen Beschreibung erdacht wurden.

Auch der Titel des hier besprochenen Bands ist geschickt gewählt. Die Göttinger Historikerin Hannah Ahlheim befasst sich in ihrer umfangreichen Habilitationsschrift mit Konzepten von Medizinern, Wissenschaftlern, Militärs und Ökonomen, die sich auf die Erfassung und Kontrolle des Schlafs richteten. Daneben legt sie private Selbstzeugnisse, sozialhistorische Quellen und an entscheidenden Stellen auch künstlerische Positionen. Diese scheinen mit den Optimierungsutopien der Wissenschaftler überraschend häufig unvereinbar.

Ahlheim beginnt «oben», bei der Wissenschaft. Der erste Teil ihrer Arbeit widmet sich der Herausbildung von Konzepten und Einordnungen des Schlafs zu Beginn des 20. Jahrhunderts und beschreibt die Anpassung, Abwandlung und Neuentwicklung physiologischer und psychologischer Methoden. Für das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts sind Nervositätsdiskurs und Psychoanalyse die prägenden Themen. Dann folgt ein Sprung zu den klassischen Quellen der Sozialgeschichte, Berichte der Enquete-Kommissionen von Krankenkassen und Wohnreformern, Reportagen aus Schlafstätten und Asylen und Beschreibungen des Schlafgängerwesens, das den rasanten Wachstum der Großstädte in der Zeit der verzögerten deutschen Industrialisierung begleitete.

Dem Muster, Wissenschafts- und Sozialgeschichte miteinander zu verschränken, folgt der gesamte Band. Militärischen Effizienzstudien werden private Feldpostbriefe aus dem Archiv des Museums für Post und Kommunikation gegenübergestellt.

Das zweite Kapitel greift für die 1920er bis 1940er Jahre zunächst die Themen Rhythmus und Chronologie und die Bemühungen, den Schlaf anatomisch zu lokalisieren, auf. Später rückt der Fokus auf seine biochemische Determinierung. Im Detail werden die Experimentalanordnungen des EEG-Erfinders Hans Berger und des Schlaf-Polygrafen Nathaniel Kleitman analysiert, über die ausführliche Studien vorliegen, die von der Verfasserin gewürdigt werden. Doch auch viele eher unbekannte wissenschaftliche Nebenwege bei der hirnelektrischen Vermessung des Schlafs kommen zur Sprache. Mit ähnlicher Akribie widmet sich Ahlheim Schlaf- und Weckmitteln. Als Beispiel sei hier die Diskussion über das Methamphetamine Pervitin genannt, das in jüngster Zeit durch populäre Veröffentlichungen über den Einsatz bei der Wehrmacht bekannt wurde. Ahlheim rezipiert sowohl die ersten Studien zum Thema von Karl-Heinz Roth als auch die den aktuellen Forschungsstand repräsentierenden Arbeiten von Peter Steinkamp, was sie nicht hindert für ihren eigenen Zugang neue Originalquellen zu Rate zu ziehen. Neben der zuverlässigen Rezeption der Sekundärliteratur und der konzisen Auswahl der Archive für die eigenen Fragestellung liefert Ahlheim gesellschaftspolitische und kulturhistorische Einordnungen der historischen Diskurse auf einer großen Bandbreite von Reflexionsebenen.

Das reicht so weit, dass Ahlheim mit Verweis auf Ulrich Herbert die These prüft, ob sich in den 1950er Jahren auch in der Geschichte des Schlafs eine Westintegration angedeutet habe. Anzumerken ist, dass auch Ahlheims Buchs mit seinem Zuschnitt auf Deutschland und die USA dieser Orientierung folgt. Die meisten Zuspitzungen aber liefern lebendigen Diskussionsstoff und sind alles andere als platt. Das Buch ist eine Gesamtdarstellung im besten Sinne, auf der Höhe des aktuellen Forschungsstands, klar und spannend geschrieben, so packend, dass auch interessierte Laien etwas davon haben. Mit ihrer kritischen Analyse biologischer Vermessungsstrategien wird Ahlheim dem Gegenstand auf wissenschaftshistorischer Ebene allemal gerecht. An den Schlaf selbst führen ihre kulturhistorischen Quellen unmittelbarer heran. Beispielsweise, wenn sie Sophie Calles Projekt aus dem Jahr 1979 beschreibt, für das die Künstlerin den Schlaf von 29 Personen fotografisch dokumentierte. Doof ist, dass der Verlag am Register gespart hat. Wer die facettenreiche Studie nach Lektüre als Kompendium nutzen möchte, muss das von diesem Werk bestehende E-Book konsultieren.

Philipp Osten, Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, Hamburg (DE)

Cavanaugh, T. A.: Hippocrates' Oath and Asclepius's Snake. **The Birth of the Medical Profession**. Oxford, Oxford University Press, 2018. 192 p. £ 21.99. ISBN 9780190673673 (e-book: 9780190673680)

Das Buch des in San Francisco tätigen Medizinethikers T. A. Cavanaugh versteht sich als «a work in medical ethics that relies on contributions from numerous disciplines, including history, classics, and philosophy» (S. 4). Das Buch ist in vier Kapitel eingeteilt: nach der Schlange des Asklepios geht es um den Text des Hippokratischen Eids, um das Problem iatrogener Schäden und um die Fragen professioneller Autonomie. Im Anhang findet sich der Text des Hippokratischen Eids mit einer von Cavanaugh selbst erstellten Übersetzung und ein schmales Literaturverzeichnis. Hin-

sichtlich seines historischen Gehalts, der hier im Fokus stehen soll, ist das Buch mit Vorsicht zu genießen, die Darstellung ist in Grundzügen anachronistisch und im Detail oft fehlerhaft. Aber der Reihe nach. Ausgehend von den Versuchen, die Schlange als Attribut des Heilgottes zu erklären, darunter auch die längst obsolekte, es handle sich um eine Anspielung auf den Medina-Wurm, gelangt Cavanaugh zu einer eigenen Erklärung. Danach verkörpere die Schlange das «homöopathische Prinzip», da sie zugleich verletze und heile. Dieses Prinzip sieht Cavanaugh auch in der mythischen Szene der Heilung des Telephos durch Achill dargestellt. Passenderweise zeigt das Titelbild das bekannte Marmorrelief aus Herculaneum. Cavanaugh versteht es, gefällig formulierend und frei assoziierend eine suggestive Erzählung zu weben, die viel über sein Interesse an klassischen Bildungsgütern verrät. Das zweite längere Kapitel handelt vom Text des Hippokratischen Eids. Cavanaugh ist durchaus vertraut mit den antiken Quellen, aber die moderne Forschung zum Eid kennt er nicht. Daher hält er die Autorschaft des (historischen) Hippokrates für «plausible» (36). Die Existenz der deontologischen Schriften des *Corpus Hippocraticum* ist ihm keiner Erwähnung wert. Stattdessen fokussiert er die antike Medizinethik im Eid und erläutert unter dieser Prämisse abschnittsweise dessen Inhalt. Hier mischen sich solide Befunde mit luftigen Behauptungen, wie im Einzelnen zu zeigen wäre. Ein Beispiel möge genügen: das «Schneideverbot» des Eids erkennt Cavanaugh zutreffend als kategorisch, d. h. derjenige, der den Eid schwört, wird nicht chirurgisch tätig. Die Schwierigkeiten, die diese Passage aufwirft, werden seit Jahrzehnten kritisch diskutiert, aber Cavanaugh hat eine ganz einfache Lösung, wie sie im beginnenden 21. Jahrhundert zeitgemäß scheinen mag. Da das kategorische Schneideverbot nicht zur Realität der hippokratischen Medizin passe, schließt Cavanaugh mit verblüffender Logik, diese Passage gehöre daher nicht in den Eid («this text does not sit well», 65). In einer Folgerung, die seine tiefste Überzeugung ausdrückt und dennoch nur 86 Zeichen benötigt, stellt er fest: «Indeed, truly, really (if I may so speak of it), it seems not to belong to the Oath» (66). Cavanaugh passt demnach den Text des Hippokratischen Eides dem Bild an, das er selbst für angemessen hält, eine Arbeitsweise, die wenig mit Geschichtswissenschaft zu tun hat. War das Buch bis zu diesem Punkt zumindest seinem Anspruch nach an Quellen orientiert, streift Cavanaugh in den beiden folgenden Kapiteln die Fesseln kleinlicher historischer Methodik ab. Er postuliert einen zeitlosen «Apollonian/Asclepian account of medicine», der sowohl untereinander als auch gegenüber dem «Hippocratic account» wesentliche Unterschiede aufweisen soll. Dieses Konzept verfolgt er frei assoziierend in der Frühen Neuzeit und macht diesbezüglich kurz Halt beim französischen Arzt Joseph-Ignace Guillotin, dem Erfinder der nach ihm benannten Hinrichtungsmaschine. Wir befinden uns im Problemfeld der ärztlichen Mitwirkung bei staatlich angeordneter Gewalt gegen Körper, aber die verschiedenen Erzählfäden finden kaum mehr zusammen. Erleichtert nimmt man auf der letzten Seite zur Kenntnis, dass an den meisten amerikanischen Medizinschulen bei der Abschlusszeremonie ein Eid, oft geformt nach dem Modell des Hippokratischen Eids, geleistet wird. In summa hat Cavanaugh ein Buch vorgelegt, das Probleme der gegenwärtigen Medizinethik mit historischen Veratzstücken ausstaffiert. Materiell ist anzumerken, dass das kleinformatige Büchlein zwar ansprechend ausgestattet, aber so klein gedruckt ist, dass der Text mit Mühe und die Endnoten praktisch nicht lesbar sind. Insgesamt handelt es sich um einen gut

gemeinten Versuch, der möglicherweise in populärethischen Kontexten als anregend betrachtet werden wird, aber in seiner historischen Substanz nicht überzeugt.

Karl-Heinz Leven, Institut für Geschichte und Ethik der Medizin,
Universität Erlangen-Nürnberg (DE)

Retzlaff, Stefanie: **Observieren und Aufschreiben. Zur Poetologie medizinischer Fallgeschichten (1700–1765)**. Paderborn, Wilhelm Fink Verlag, 2018. 231 S. Ill. € 59.–. ISBN 978-3-7705-6146-9 (e-book: 9783846761465)

Die «Fallgeschichte» hat als Reflexionsfigur in den Kulturwissenschaften Konjunktur.¹ Ursprünglich wurde der Begriff als Kategorie in den praktischen Sozialwissenschaften wie Psychologie, Pädagogik, Medizin, Jura oder Psychiatrie entworfen,² um an paradigmatischen Krankheits- oder sozialen und rechtlichen Problemfällen den Graben zwischen Theorie und Praxis für den Lernenden mit einer Brücke zu versehen. Das Paradigmatische, also Allgemeine eines «Falles», der nicht mit jeder beliebigen einzelnen Erscheinung der Krankheit oder des Rechtsproblems identisch ist, zielt mithin auf eine soziale Praxis im therapeutischen oder rechtsprechenden Bereich. Ein solcher «Fall» ist im Kern auf die Praxis ausgerichtet, seine sprachliche Formation auf eben diesen praktischen Zweck gerichtet.

Dass auch Literatur am empirisch Einzelnen je unterschiedliches Allgemeines realisiert, ist spätestens mit Hegels *Ästhetik* unbestritten; neuere Literarhermeneutiken weisen auf diesen Sachverhalt auch deshalb ausdrücklich hin,³ weil die Aufgabe der Interpretin/des Interpreten eben darin besteht, das jeweilige Allgemeine der Dichtung im Prozess des Verstehens auf den Begriff zu bringen. Allerdings ist nur in den seltensten Fällen jenes Allgemeine der Dichtung auf eine pädagogische, soziale oder politische Praxis ausgerichtet; sei es in der auf die Ausbildung moralischer Gesinnung ausgerichteten Literatur der Aufklärung, sei es in der politischen Literatur des Vormärz. Doch selbst solche Dichtung ist auf jene subjektiv abgezielte Praxis objektiv nicht zu reduzieren, weil auch sie wie alle Literatur auf Reflexion, nicht auf Handeln abzielt. Kurz: Literatur realisiert keine Fallgeschichte und Fallgeschichten sind nicht Literatur.

Die so genannte Ausweitung des Textbegriffs im Rahmen des «*cultural turn*» hat allerdings solcherart Differenzierungen eingegeben. Der entscheidende Grund für die kulturwissenschaftliche Legitimation jener Ausweitung des Gegenstandsbereiches und gleichzeitigen Einebnung seiner inneren Differenzen liegt in einer erkenntnistheoretischen Prämisse, die trotz sachlicher Kritik an ihr zum Dogma geronnen ist und aufgrund ihrer Unhaltbarkeit auch zum unhinterfragten Glaubensinhalt gerinnen musste, um als Prämisse wirksam zu bleiben: die These nämlich, dass «jede

1 Vgl. hierzu u. a. Pethes, Nicolas, *Literarische Fallgeschichten. Zur Poetik einer epistemischen Schreibweise* (Konstanz 2016); Wübben, Yvonne, *Büchners Lenz. Geschichte eines Falls* (Konstanz 2016).

2 Vgl. hierzu u. a. Stuhr, Ulrich/Deneke, Friedrich-Wilhelm (Hrsg.), *Die Fallgeschichte, Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument* (Heidelberg 1993); Kimmerle, Gerd (Hrsg.), *Zur Theorie der psychoanalytischen Fallgeschichte. Konstruktionen (in) der Psychoanalyse* (Tübingen 1998).

3 Vgl. hierzu Kablitz, Andreas, *Die Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur* (Freiburg 2013).

epistemologische Klärung [...] mit einer ästhetischen Entscheidung verknüpft» sei.⁴ In der methodologisierten Variante der hier zu besprechenden Arbeit von Stefanie Retzlaff lautet dieses Dogma: «Das Buch [d. i. die vorliegende Studie] fragt ebenso nach den ästhetischen und darstellungsmethodischen Strategien wie nach den epistemologischen Implikationen einer fallbasierten medizinischen Wissenstechnik» (S. 12f.).

Für die Umsetzung dieses Dogmas reicht dann zumeist schon, dass man «narrative Strategien» an medizinischen Fallbeispielen nachweist (wobei selbst der Begriff der «Strategie» ungeklärt bleibt), um jene Prämisse der systematischen Verbindung, ja Identität von Erkenntnis überhaupt und Erkenntnis des Schönen bestätigt zu sehen.

Und so wird dann munter drauflos rekonstruiert, wobei sich die Autorin keineswegs an den gesetzten Zeitrahmen von 1700 bis 1760 hält, sondern von Vesalius (45f.) bis Adolfe Quételet (61f.) eine Fülle an Texten heranzitiert, um die wissenschaftliche Funktion der stets poetisch formatierten Fallgeschichten zwischen der Beobachtung und ihrer schriftlichen Fixierung zu belegen. So versteht sich die Studie auch selber: als Fortschreibung der Fallgeschichtsforschung der neuen Kulturwissenschaften. Dabei gehört es schon zu den Fehlern der «Granden» dieser Forschung, niemals geklärt zu haben, was denn ein «Fall» ist, der in literarischen Geschichten in diesem Status und damit als «Wissensform» (74) reflektiert würde, bevor man Qualifikationsarbeiten wie die vorliegende auf den Weg bringt.

Dabei stellt sich allein die Frage, wie denn die Autorin zu den Quellen ihrer Arbeit und deren Anordnung gelangte. Vieler dieser Quellentexte werden nämlich nach Forschungsliteratur zitiert, so Leibniz nach Krämer (55) oder Boyle nach Daston (57). Auch werden lateinische Quellentexte wie Boerhaaves *Institutiones medicinae* nach englischen Übersetzungen zitiert. Überhaupt scheint es für die Autorin wichtiger zu sein, die Autoritäten ihres kulturwissenschaftlichen Forschungsparadigmas zu zitieren (von Foucault und Daston über Vogl und Pethes bis zu Koşenina); es sind deren Thesen, nicht etwa ihre an den Gegenständen selbst entwickelten, die in dieser Studie verifiziert werden. Kritiker – z. B. an der Prämisse Maxima einer Identität von Erkenntnistheorie und Ästhetik und damit an einer so genannten Wissenspoetologie⁵ – kommen dabei gar nicht erst zu Wort.

Gleichwohl gelingen der Autorin gemäß ihrer sympathischen Apologie der Erfahrung einzelne Beobachtungen, die als gelungen und erkenntnisfördernd bezeichnet werden können, so die leitmotivartige Betrachtung von Johann Georg Zimmermanns *Erfahrung in der Arzeneykunst* von 1763/64, der man eine eingehende Analyse und Interpretation gewünscht hätte; so einzelne Urteile über Johann Gottlob Krügers *Experimental-Seelenlehre* von 1756 (111ff.). Aber insgesamt bleibt ihr «Aufschreiben» diesen Beobachtungen äußerlich, von fremden Kategorien bestimmt, die von den Kirchenvätern und -müttern der Kulturwissenschaft inauguriert wurden.

Gideon Stiening, Bremen (DE)

4 So schon Vogl, Joseph, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen* (München 2002), S. 13.

5 Vgl. hierzu u. a. Eric Achermanns Sammelrezension: «Bernd Blaschke, *Der homo oeconomicus und sein Kredit* bei Musil, Joyce, Svevo, Unamuno und Céline. 2004 – Eske Bockelmann, *Im Takt des Geldes. Zur Genese modernen Denkens*. 2004 – Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. 2002» In: *Arbitrium* 24/1 (2006), S. 116–129 oder auch Köppe, Tilmann, «Vom Wissen in Literatur» In: *Zeitschrift für Germanistik* (2007), S. 398–410.

Weißer, Christoph: **Chirurgenlexikon. 2000 Persönlichkeiten aus der Geschichte der Chirurgie.** Berlin; Heidelberg, Springer, 2019. IX+501 S. € 93.45. ISBN 978-3-662-59237-3 (e-book: 978-3-662-59238-0)

Benötigt man in der Ära von Wikipedia und digitalen Nachschlagverzeichnissen noch ein gedrucktes Lexikon? Ist deren Zeit nicht bereits abgelaufen? Ist es nicht leichter und verführerischer auf allgemein verfügbare und kostenlose Informationen zu vertrauen? Auf jeden Fall. Nur kennt man dann nicht den Urheber der Beiträge und so werden Fehler nicht erkannt, aber häufig kopiert und übernommen. Im Falle der Biografien von Ärzten zeigt sich der Wert eines Lexikons in besonderem Maße. Denn die biografischen Notizen im World Wide Web werden meist nicht von Medizinerinnen, sondern von geistes- oder kulturwissenschaftlich sozialisierten Autoren verfasst. Dies hat zur Folge, dass im Gegensatz zu älteren Nachschlagwerken nun nicht mehr die naturwissenschaftlichen Forscherleistungen oder ärztlichen Erfolge einer historischen Persönlichkeit im Mittelpunkt stehen, sondern vielmehr Details ihrer politischen und gesellschaftlichen Biografie. Dies trifft insbesondere auf Akteure zu, die in Mitteleuropa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts tätig waren.

Der Würzburger Medizinhistoriker und Chirurg Christoph Weißer benennt im Vorwort seines Lexikons noch weitere Aspekte, die es verunmöglichen, die Tradition früherer biografischer Verzeichnisse fortzuschreiben: die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts dominierenden und sich stets wieder ergänzenden chirurgischen «Schulen» sind längst zerfallen, scheinbar eindeutige Traditionslinien haben sich aufgelöst und die Spezialisierungstendenz macht es endgültig unmöglich, genaue Trennungen zwischen Disziplinen und Persönlichkeiten vorzunehmen.

Daher erscheint es sinnvoll, ein Lexikon von Einzelpersönlichkeiten zu verfassen, in deren Biografien sowohl die ärztliche Schaffenskraft als auch politische Verwicklungen und gesellschaftliches Engagement Erwähnung finden und darüber hinaus noch durch nicht inflationär gebrauchte Querverweise sinnvolle Verbindungen zwischen den einzelnen Persönlichkeiten hergestellt werden. Dies ist Weißer gelungen, wie beispielsweise die Kurzbiografie von Georg Magnus (1883–1942) zeigt (S. 206). Wenige Zeilen genügen, um aufzuzeigen, welche Teile seiner Karriere Ergebnis von Forscherleistung waren und in welchem Umfang die Affinität zum NS-Regime hilfreich war. In der Literatur zu seiner Person werden sowohl zeitgenössische Nachrufe als auch medizinhistorische Aufarbeitung genannt. Im Gegensatz zu früheren Lexika aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und in auffallendem Unterschied zu den stets um ähnliche Inhalte bemühten Kurzbiografien in digitalen Verzeichnissen (Wikipedia) nennt Weißer epochenspezifische Vorgehensweisen, z. B. im Falle des Chirurgen Mätthäus Gottfried Purmann (1649–1711), der durch Erfahrungen im Kriege, eigene Erkrankungen und außerakademische Tätigkeiten zu neuen Erkenntnissen im Falle von Blutstillung und Operationen gelangte (257f.). Diejenigen Ärzte aus anderen Disziplinen, die herausragende Beiträge zur Weiterentwicklung der Chirurgie geleistet haben, werden großzügig integriert, z. B. der Orthopäde Karl-Heinz Idelberger (1909–2003) oder auch der Allround-Medizinphilosoph Paracelsus (1493–1541).

Die Kurzbiografien umfassen die Seiten 1 bis 358. Darauf folgt ein höchst interessantes Verzeichnis der Lehrstuhlinhaber chirurgischer Fächer an Universitäten im deutschsprachigen Raum, eine Liste der Direktoren berufsgenossenschaftlicher Unfallkliniken und der Präsidenten chirurgischer Fachgesellschaften im deutschsprach-

chigen Mitteleuropa. Im hinteren Teil des Buches finden sich ein genaues Personen- und Sachregister. So werden u. a. zeitgenössische und aktuelle Krankheitsnamen aufgeschlüsselt und erklärt. Bei all dem Lob sollen die Schwachpunkte des Buches nicht unerwähnt bleiben. So wird dem Leser aus den wenigen Zeilen im Vorwort nicht klar, nach welchen Kriterien Personen aufgenommen wurden, die in einer Zeit vor der Definition des Begriffs «Chirurg» im modernen Sinne tätig gewesen waren. Für das 19./20. Jahrhundert umreißt die Liste der genannten Fachgesellschaften den Rahmen des Buches: Chirurgie, Orthopädie, orthopädische Chirurgie, Unfallchirurgie, Viszeral-, Thorax-, Herz- und Gefäßchirurgie sowie Traumatologie. Die Konzentration Weißers auf universitär tätige Fachvertreter lässt diejenigen außen vor, die beispielsweise in niedergelassener Praxis oder in Provinzkrankenhäusern tätig waren und dennoch bedeutende Forscherleistungen erbrachten. So fehlt z. B. der in Essen tätige Chirurg Fritz Reischauer (1896–1963), der in den 1950er Jahren auf den Kongressen der *Deutschen Gesellschaft für Chirurgie* diejenigen Kollegen das Fürchten lehrte, die aus der Schweiz die Chiropraktik importiert hatten.

Gleichwohl handelt es sich bei dem vorliegenden Buch nicht nur um eine höchst verdienstvolle Studie, sondern auch um einen Ansporn an das Fach Medizingeschichte, die Deutungshoheit über die Vergangenheit nicht einfach anonymen Akteuren mit unbekanntem Qualifikationen zu überlassen.

Florian G. Mildenerberger, Institut für Geschichte
der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart (DE)

1968. Le sport fait sa révolution à Mexico. Sous la direction de Grégory Quin et Anaïs Bohuon. Paris, Editions Glyphe, 2018. 182 p. € 18.-. ISBN 978-2-35815-252-5

L'année 2018 a vu la publication de très nombreux textes à l'occasion du cinquantenaire des événements de l'année 1968. S'inscrivant dans ce mouvement, Grégory Quin et Anaïs Bohuon en ont profité pour sortir le troisième volume de leur trilogie consacrée aux liens entre médecine et sport. Partant du constat que jusqu'ici les Jeux olympiques (JO) d'été de Mexico (1968) ont surtout été traités sous l'angle de l'histoire politique, il s'agit ici de mettre «en lumière un autre aspect de ces Jeux, consécutif de l'organisation contestée de cette compétition dans cette ville située à plus de 2200 mètres d'altitude, de la quête de l'optimisation de la performance et de l'institutionnalisation des contrôles antidopages et de féminité» (pp. 15–16).

Le livre s'ouvre par un texte de Alex Jimenez Elias qui fait office de prologue. En effet, l'auteur revient sur les enjeux de l'organisation des JO à Mexico et en particulier sur la manière dont les organisateurs ont essayé de répondre aux critiques liées à l'altitude. Mais, il s'agit également pour eux de faire face à un défi politique de taille, les JO étant pour la première fois organisés «dans un pays encore en voie de développement» (26). C'est pourquoi, l'organisation des JO concerne au premier chef le gouvernement mexicain qui va largement s'investir dans la mise en place de l'événement et en particulier militer pour la faisabilité médicale des JO.

Puis, les contributions de Barbara Hug et de Stefan Scholl évoquent la préparation des athlètes en vue des JO de Mexico, respectivement en Allemagne et en Suisse. Les deux auteur-e-s abordent la manière dont les médecins se sont emparés des questions

liées à la santé et à la performance. Ils s'accordent sur le fait que les JO de Mexique «ont permis le déclenchement de nombreux projets de recherches autour de la médecine du sport à une échelle jamais vue auparavant» (48) et provoqué «des réflexions au sein des Comités Nationaux Olympiques (CNO) [menant] à l'émergence de programmes de préparation jamais imaginés jusqu'ici» (149). Les deux textes sont très éclairants car ils détaillent précisément les différentes mesures prises depuis 1963 en Allemagne et en Suisse dans la préparation des athlètes ainsi que la teneur des débats qui existent entre les médecins impliqués dans ce processus.

Les deux derniers articles traitent plutôt des conséquences des JO de Mexico sur les structures du sport. Ainsi, Grégory Quin explique combien ces Jeux jouent un rôle important dans la mise en place du Comité national pour le sport d'élite en Suisse au début des années 1970. En effet, à la suite des premières discussions suite aux échecs des JO d'hiver d'Innsbruck de 1964 – durant lesquels les athlètes suisses ne remportent aucune médaille –, la préparation nécessaire pour les JO de Mexico permet indéniablement d'amplifier les débats sur le sujet. Marcel Reinold évoque quant à lui le cas de la lutte antidopage en montrant comment les actions depuis Mexico 1968 se sont focalisées essentiellement durant près de quarante ans sur l'aspect médical. Or, cette posture a eu comme effet de négliger d'autres types de preuves: les témoignages, les preuves visuelles ou encore les perquisitions. Selon Reinold, cette manière de procéder a permis à de nombreux athlètes de passer entre les mailles du filet et aux autorités sportives de fanfaronner au sujet des résultats positifs de la lutte antidopage.

Les contributions de l'ouvrage soulignent bien l'importance croissante de la médicalisation dans le sport de haut niveau et révèlent que c'est un «système médical» qui a été mis en place dans la deuxième partie des années 1960. De plus, les auteurs rappellent tous un point important de cette médicalisation du sport: l'influence du contexte international, et en particulier de la Guerre froide, sur la dynamique des recherches. Enfin, le livre apporte également des éléments instructifs sur la circulation des savoirs. Certes, les JO sont une compétition (sportive et politique) entre les nations, mais ces événements sont aussi l'objet de discussions et d'échanges entre de nombreux acteurs. Ainsi, les trois éditions des prés-olympiades organisées en 1965, 1966 et 1967 à Mexico afin d'aider les délégations à prendre leur repère permettent la tenue de nombreuses conférences ou autres colloques entre les médecins présents. De même, des médecins allemands et français procèdent régulièrement, entre 1966 et 1968, à des échanges sur la question de l'acclimatation des athlètes à l'altitude. Le prétexte du cinquantenaire de l'année 1968 n'a donc pas été futile, cet ouvrage permettant indéniablement d'alimenter les discussions sur la médicalisation du sport, un sujet assurément d'actualité!

Philippe Vonnard, Université de Lausanne (CH)

Marketplace, Power, Prestige. **The Healthcare Professions' Struggle for Recognition (19th–20th Century)**. Edited by Pierre Pfütsch. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2019. 256 p. Ill. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte – Beihefte, Band 70). € 49.–. ISBN 978-3-515-12294-8 (e-book:978-3-515-12299-3)

In dem von Pierre Pfütsch herausgegebenen Sammelband *Marketplace, Power, Prestige* stehen die Entwicklungen verschiedener Gesundheitsberufe während des 19. und

20. Jahrhunderts im Mittelpunkt. Als Antrieb für diese Wandlungsprozesse werden insbesondere Konflikte begriffen: «Conflicts reveal different perspectives, promote change, and serve to generate decisions.» (9) Die insgesamt neun Beiträge behandeln die übergeordnete Fragestellung, wie und warum Konflikte zwischen Gesundheitsberufen aufkamen, wer involviert war und welche Ziele die Beteiligten verfolgten. Vor diesem Hintergrund gliedert sich der Band in drei Hauptteile:

Der erste Teil «Interprofessional Conflicts» wird von Karen Nolte eröffnet. Sie zeichnet nach, wie die Zuständigkeit für Anästhesie in Westdeutschland vom Ende des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts von weiblichen «nurse anaesthetists» zu männlichen Anästhesisten überging. Hierbei spielten insbesondere geschlechtsspezifische Zuschreibungen der Tätigkeit in Auseinandersetzung mit der Chirurgie eine Rolle. Daran anschließend widmet sich Eileen Thrower der Etablierung von «nurse-midwives» in Georgia/USA in den 1970er und 1980er Jahren, die letztlich als Pflegekräfte mit Zusatzqualifikation hierarchisch unter der Medizin, aber über der Pflege positioniert waren. Pierre Pfütsch behandelt den Rettungsdienst in der BRD seit den 1960er Jahren, dessen Entwicklung zum einen durch Konflikte zwischen professionellen und freiwilligen Rettungssanitätern charakterisiert war, zum anderen durch solche zwischen Rettungssanitätern und Ärzten hinsichtlich des jeweiligen Verantwortungsbereichs.

Den Auftakt zum zweiten Teil «Conflicts Within a Profession» bildet Christoph Schwamms Beitrag zu Männlichkeit in der westdeutschen Pflege seit den 1960er Jahren, wobei er insbesondere die Diskussion um die Einführung des Zivildienstes als Grund für deren Abqualifizierung sieht. Um die Alternative zum Wehrdienst möglichst unattraktiv zu machen, wurde die 'Unmännlichkeit' der Pflegetätigkeit herausgestellt. Geertje Boschma untersucht die kommunikativen Strategien hinsichtlich der Wirksamkeit der Elektrokrampftherapie in der niederländischen Psychiatrie seit den 1960er Jahren. Damals neu und weit verbreitet, war die Methode in der 1970er Jahren mit dem Einzug psychotherapeutischer Verfahren auch international sehr umstritten, bis sie in den 1990er Jahren neue Prominenz im Kontext der biologischen Psychiatrie erhielt. Sylvelyn Hähner-Rombach (†) nimmt eine geschlechtsspezifische Analyse der Diskussionen um die dauerhafte Anwesenheit von Müttern auf Kinderstationen in Deutschland seit der Nachkriegszeit vor. Dabei kam es nicht nur zu Auseinandersetzungen zwischen den Kinderkrankenpflegerinnen und den Müttern hinsichtlich der Zuständigkeit für die kranken Kinder in pädiatrischen Kliniken, sondern auch zu Konflikten innerhalb der heterogenen Kinderkrankenpflege.

Der dritte Teil «Conflicts due to Changes in Social Conditions» beginnt mit dem Beitrag von Jane Brooks über britische «nursing sisters», die während des Zweiten Weltkriegs gemeinsam mit Ärzten in Kriegsgebieten arbeiteten. Unter den dortigen Gegebenheiten weichten die Hierarchien der Professionen und der Geschlechter auf. Die Autorin stellt die Vergemeinschaftung des Gesundheitspersonals den strengen Hierarchien in zivilen Krankenhäusern entgegen. Eyal Katvan zeigt anhand von Zahnärzten im Mandatsgebiet Palästina in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Stratifikation der Profession im Kontext der Einwanderung von jüdischen Zahnärzten aus Deutschland. Während deren formale Qualifikation nicht anerkannt wurde und sie lediglich als Assistenten unter den alteingesessenen Zahnärzten arbeiten durften, professionalisierten diese sich wiederum in Abgrenzung zu den niedriger qualifizierten Immigranten. Aaron Pfaff rundet den Band inhaltlich ab, indem

er in seinem Beitrag die konfliktreiche Entstehung eines Gesundheitsberufs für eine spezifische Patientengruppe nachzeichnet. Aufgrund konkurrierender Zuständigkeiten bei Schulungs- und Trainingsangeboten für Diabetespatienten kam der Beruf des Diabetesassistenten seit den 1950er Jahren in Deutschland auf, um zwischen Arzt und Patient zu vermitteln.

Angesichts der Debatten um die Deprofessionalisierung der Medizin und die Professionalisierung der Pflege wäre eine durchgehende theoretische Auseinandersetzung mit *professionalization* im Kontext von Markt, Macht und Prestige sicherlich auch fruchtbar gewesen. Nichtsdestotrotz ist die Erklärung professioneller Veränderungsprozesse anhand von Konflikten ein überzeugender Ansatz und funktioniert hier als übergeordnetes Konzept für alle Beiträge sehr gut. Der gut komponierte und überaus lesenswerte Sammelband bietet zum einen eine Fülle von thematisierten Gesundheitsberufen und zum anderen eine internationale Perspektive durch die Darstellung von Entwicklungen in unterschiedlichen Ländern.

Lisa Pepler, Berlin (DE)